MARA MEIER

Der Trost der Pflanzen

Barbara von Roll



Romanbiografie

ZYTGLOGGE

Autorin und Verlag danken für die Unterstützung:

DÄSTER
SCHILD
STIFTUNG

kultur
SWISSLOS
Fonds des
Kantons Solothurn

Der Zytglogge Verlag in der Schwabe Verlagsgruppe AG wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2026–2028 unterstützt.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

© 2026 Zytglogge Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Karin Reber
Korrektorat: Anna Katharina Müller
Umschlaggestaltung: Studio Eberlein, Leipzig
Coverbild: Oberrheinischer Meister, Madonna in den Erdbeeren, um 1425, A I 32, Kunstmuseum Solothurn, übernommen vom Kunstverein Solothurn, 1879 (Foto: David Aebi, Bern)
Pflanzenzeichnungen im Text: Mara Meier
Layout/Satz: 3w+p, Rimpar
Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-7296-5216-3

www.zytglogge.ch

Mara Meier

Der Trost der Pflanzen

Barbara von Roll

Roman

ZYTGLOGGE

Warnhinweis:
Vom Ausprobieren der in diesem Roman beschriebenen
Rezepte und Mittel wird dringend abgeraten.
Etliche davon sind keineswegs harmlos;
einige der erwähnten Pflanzen sind sogar giftig.

Für meine Mutter, Rose Meier-Sager

Inhalt

Ringelblumen
Solothurn, Spätsommer 1507 11

Huflattich
Dezember 1508 15

Beinwell
Juli 1511 19

Braunwurz
Februar 1513 23

Rosmarin
Juni 1515 27

Frauenmantel
Mai 1516 31

Kunigundenkraut
Oktober 1518 41

Melisse
November 1518 47

Efeu
24. Februar 1519, Tag des Apostels Matthias 53

Rosen
April 1519 59

Veilchen
Frühsommer 1520 65

Waldmeister
Mai 1522 71

Maiglöckchen
Juni 1522 73

Dost
Ende August 1522 78

Salbei
Ende Oktober 1522 82

Schwarzer Pfeffer
Anfang November 1522 85

Gewürznelken
Dezember 1522 89

Erdbeeren
Frühling 1523 93

Rittersporn
Spätherbst 1524 97

Beifuß
Dezember 1524 101

Wermut
Januar 1525 104

Gundelrebe
März 1525 108

Liebstöckel
Mai 1525 113

Wegerich
August 1525 119

Mädesüß
August 1525 125

Schwertlilien
September 1526 131

Senf
Dezember 1526 135

Königskerzen
Sommer 1527 139

Lavendel
Sommer 1528 146

Gerste
Ende Juni 1529 151

Johanniskraut
Mitte Juli 1529 157

Weihrauch
Januar 1530 160

Salweide
Frühling 1530 165

Engelwurz
Epilog (1531–1571) 169

Nachwort 179

Namensverzeichnis und Lebensdaten 187

Quellen und Literatur 195

Ringelblumen

Solothurn, Spätsommer 1507

Das Kind saß auf der Erde, umgeben von gelben und rotgoldenen Blüten. Kleine Sonnen im hellen Grün. Es griff nach einer Blüte, zupfte ein paar Blättchen aus, zerrieb sie zwischen den Fingern, atmete ihren Geruch ein. Es war nicht sicher, ob es ihn mochte. Halb saftig und frisch, halb erdig und moderig. Es zupfte, rieb und schnupperte. Die Finger wurden gelb, dann ockerfarben.

«Barbara». Mutters Stimme. Nie sagte sie Bäbi, Babeli oder Barbel, wie der Vater und die Großmutter das taten. «Das Kind hat einen schönen Namen, und ihr verhunzt ihn», hatte sie einmal bemerkt. Was «verhunzt» hieß, wusste das Kind nicht. Doch offenbar war es etwas, was ihrer Mutter missfiel. Selten tat oder sagte sie etwas gegen die Großmutter oder den Vater, doch darin blieb sie fest. Barbara. Nicht Babeli oder Barbel.

Ihr Schatten fiel über die Ringelblumen. «Barbara, was tust du da?»

Rasch versteckte das Kind die Fäuste hinter dem Rücken, doch die Mutter zog sie hervor, öffnete sie mit sanften, aber bestimmten Fingern und lachte.

«Nun weißt du also, wie schön gelb die Ringelblumen färben.»

Sie blieb stehen und ließ ihren Blick über die Kräuterbeete schweifen, bis Leni mit einem Hocker aus dem Haus gelaufen kam, ihn auf dem Weg zwischen den Beeten abgestellt und ein Kissen daraufgelegt hatte. Schweißtropfen standen auf Lenis Stirn, als sie sich wieder aufrichtete, doch sie hielt nicht inne. Rasch holte sie eine leere Flasche aus ihrer Schürzentasche.

Die Mutter raffte ihre Röcke, setzte sich aufrecht auf den Hocker und griff nach der braunen Flasche. Sie zog den Stöpsel aus dem weiten Hals, schnupperte daran, warf einen Blick in das Gefäß und nickte dann.

«Sauber. Du kannst gehen, du hast sicher noch zu tun.»

Leni nickte, wischte sich mit dem Schürzenzipfel übers Gesicht und wandte sich in Richtung Haus.

Die Mutter sah Barbara an und deutete auf die Flasche. «Die müssen wir mit Blüten füllen. Hilfst du mir?»

Eifrig griff Barbara nach der nächsten Ringelblume, riss sie samt Stiel und Wurzel aus und wollte sie in den Flaschenhals stopfen.

«Schön langsam», sagte die Mutter. «Schau, du musst die auswählen, die ganz offen sind. Du pflückst nur die Blüte, ohne Stängel. Wenn die Flasche voll ist, schütte ich Branntwein darüber. Dann lassen wir das ein paar Wochen stehen, bis die Tinktur fertig ist.»

Branntwein war ein Getränk, das unangenehm scharf roch, und von dem der Vater manchmal nach dem Essen ein Gläschen zu sich nahm. Kinder durften ihn nicht anrühren, doch manchmal trank auch die Großmutter einen Schluck. Das wusste Barbara. Aber das andere Wort hatte sie noch nie gehört.

«Was ist eine Trink- ... eine ... Tur?», fragte sie.

«Das ist eine Arznei. Da ist die Kraft der Ringelblumen drin, dieser schönen Sonnenbräute. So bleibt sie uns erhalten und kann uns auch im Winter helfen.»

Arznei, Sonnenbräute ... Barbara lauschte der Stimme der Mutter, ohne die Wörter zu verstehen. Versonnen pflückte sie eine Blüte nach der anderen. Bienen summten um sie her, Käfer brummten, Sonnenflecken tanzten über die warme Erde.

Da riss die Stimme der Mutter sie aus ihren Tagträumen. «Willst du wohl sehen, dass du an die Arbeit kommst, Leni! Was stehst du hier noch herum?»

«Tinkturen ... mein Vater hat auch immer ...», murmelte Leni, besann sich dann und sagte laut und deutlich: «Bitte gar sehr um Entschuldigung, es soll nicht mehr vorkommen.»

Leni wandte sich um und ging rasch zum Kücheneingang. Sie wollte ihre Dienstherrin nicht erzürnen. Schließlich war sie froh, hier nach dem Tod ihres Vaters eine Stelle als Magd gefunden zu haben. Nun wohnte sie nicht mehr in einem Häuschen in der minderen Stadt am rechten Aareufer, sondern auf der besseren, der linken Seite. Und zwar in einem der stattlichsten Häuser Solothurns, gleich bei der St. Ursen-Kirche.

Die Leute in der Stadt nannten es noch immer das «Spiegelbergische Sesshaus», obwohl es sich jetzt im Besitz der Familie von Roll befand. Eine hufeisenförmige, gezinnte Mauer umfasste die offene Seite von Hof und Garten. Sie schirmte das Anwesen vom geschäftigen Lärmen und Treiben in der Stadt ab.

Die freie Reichsstadt Solothurn war seit alters ein nicht unwichtiger Handelsplatz. An den Anlegeplätzen unten an der Aare wurden Schiffe und Flöße entladen. Weinfässer, Tuchballen, Kisten mit Gewürzen fanden ihren Weg in die Speicher der Kaufleute. Händler, Marktfahrerinnen, Fischweiber, Vogelverkäufer, auch Gaukler und Spielleute drängten sich an den Markttagen schon frühmorgens durch die Stadttore.

An kirchlichen Feiertagen zeigte sich eine andere Seite der Stadt. Dann hörte man auf den Plätzen kein lautes Schwatzen unter Hausfrauen, Mägden und Verkäuferinnen, nicht

die Rufe der Händler, die Flüche der Fuhrleute und auch keine Gassenhauer. Die hochwürdigen Chorherren des St. Ursen-Stifts, die Kapläne, Leutpriester und Franziskanermönche sammelten sich zu langen Prozessionen. Alt und Jung schloss sich ihnen an. Damen und Herren aus noblen Häusern, Handwerkerfamilien, Mägde und Knechte zogen betend und singend durch die Gassen.

Die Menschen im Spiegelbergischen Haus lebten mittendrin, sahen und hörten, was um sie herum geschah. Doch sie lebten in ihrer Welt, und längst nicht für jedermann öffnete sich das Tor dazu.

Huflattich
Dezember 1508

Barbara saß auf den Knien der Mutter, obwohl diese fand, sie sei schon zu groß dafür. Doch sie hatte sich eben erst von einem schlimmen Husten erholt, der ihr die Brust eng gemacht und sie zum Keuchen gebracht hatte, so dass sie auf hohen Kissen liegen musste. Darum durfte sie sich jetzt ein wenig verwöhnen lassen.

Zum Glück hatte die Mutter noch Huflattich vom letzten Frühling in ihrem Kräutervorrat gehabt. Sie hatte die getrockneten Blätter angezündet und den Rauch Barbara sachte ins Gesicht geblasen. Zuerst hatte Barbara davon noch stärker husten müssen, doch dann hatte sich der Krampf in ihrer Brust gelöst. Danach hatte sie tief geschlafen und nun, zwei Tage später, war sie fieberfrei und durfte das erste Mal das Bett verlassen.

Die Mutter saß in einem hochlehnigen Stuhl neben dem Ofen in der Stube, und Barbara schmiegte sich in ihre Arme. An der Wand hing der Teppich, den ihre Eltern von Großvater Rudolf zur Hochzeit geschenkt bekommen hatten. Darauf standen sieben Männer und Frauen auf einem dunklen Grund. Allerlei Pflanzen rankten sich um sie herum in die Höhe: «Maiglöckchen, Veilchen, rote und weiße Nelken …», zählte Barbara auf.

«Gut kennst du die Pflanzen», lobte die Mutter. «Und schau, da unten, der mit den gelben Blüten, das ist der Huflattich. *Rosshuob* nennt ihn die Großmutter. Mit Huflattich haben wir deinen Husten kuriert.»

Barbara nickte und betrachtete den Wandteppich. Die Männer und Frauen darauf seien die sieben Planeten, hatte ihre Mutter ihr erklärt. Barbara hatte sich die seltsamen Na-

men nicht merken können. Nur «Venus» hatte sie behalten, weil das die Frau war, die ihr am besten gefiel. Ihr langes, goldenes Haar trug sie offen. Darauf saß ein seltsamer Hut, ein Samtbarett. Sie war in ein langes himmelblaues Kleid mit Goldbordüren gekleidet und hielt eine Harfe, auf der ein großer Stern prangte.

Barbara stellte sich vor, ihre Mutter habe so ausgesehen, als sie jung war. Schließlich war ihr Haar noch immer golden, selbst wenn sie es nie offen trug. Hatte die Mutter früher Harfe gespielt? Neben Venus war ein Schild zu sehen mit dem Wappen der Familie ihrer Mutter, die «von Blumenegg» hieß. Auch das hatte die Mutter ihr erzählt. Der Name passte gut zu ihr, da sie so viele Blumen kannte.

Der Mann gegenüber der Venus musste ihr Vater sein, obwohl er auf dem Bildteppich keinen Bart trug, wie Vater einen hatte, und auch viel schmaler aussah. Aber da war er wohl noch jung gewesen. Er trug einen seltsam verschlungenen roten Hut auf dem Kopf und an den Füßen hohe Stiefel, am Leib einen gegürteten Rock mit einem aufgestickten Mond. Aus seiner Gürteltasche hatte er gerade ein großes Goldstück genommen und hielt es in die Höhe, als ob er es Barbara schenken wolle.

Johann von Roll hieß ihr Vater, auch wenn seine Freunde ihn meist Hans oder Jean nannten, diese wichtigen Herren, die im Haus ein- und ausgingen. Es waren Ratsherren, sie trugen alle ein Samtwams, rot, grün oder blau. Sie mussten regieren. Was das genau war, wusste Barbara nicht. Nur, dass es wichtig war, und dass man ihren Vater nicht stören durfte, wenn er darüber nachdachte.

Die Besucher sagten oft, Barbara gleiche dem Vater, mit ihren dichten kastanienbraunen Locken und den honigfarbenen Augen.

« Den klugen Blick hat sie von ihm », glaubte einmal einer zu wissen.

Da wurde sie verlegen und versteckte sich hinter Mutters Röcken.

« Nur ein bisschen mutiger könntest du noch werden », sagte ein anderer gewichtiger Herr. « Sich so ängstlich aufzuführen, steht einer jungen Dame aus dem Haus von Roll schlecht an. Vor allem, wenn man an den Löwenmut denkt, den dein Vater in der Schlacht von Dornach bewiesen hat, vor bald zehn Jahren. Im Juli 1499, als wir Eidgenossen den Schwäbischen Bund besiegten. Ja, da gings blutig zu und her. Da haben wir manch einem eins über den Schädel gezogen, dass er vom Ross fiel und nie mehr aufstand ... »

Barbara hörte nicht mehr zu. Zu oft hatte sie diese Geschichten gehört. Nur « junge Dame » ging ihr noch durch den Kopf. Was meinte er damit? Sie war doch erst sechs. Und warum sollte sie mutig sein? Sie war ein Mädchen und träumte nicht davon, in eine Schlacht zu reiten wie ihr großer Bruder Georg.

« Wir Frauen müssen anderes aushalten, und das ist auch oft lebensgefährlich », sagte Großmutter Küngold, als die Männer nicht aufhören wollten, von ihren Heldentaten bei Dornach zu prahlen.

« Pssst, das Kind. » Die Mutter legte den Finger auf die Lippen und deutete auf Barbara.

Später hatte Barbara ihre Mutter gefragt, was die Großmutter damit gemeint habe, dass auch Frauen oft in Gefahr gerieten. Barbara solle nicht mehr daran denken, antwortete die Mutter. Sie seien sicher hier in der Stadt, hinter der starken Stadtmauer. Gerade erst sei das Eichtor an der Straße nach Basel von Grund auf erneuert worden, mit dicken Rundtürmen aus

mächtigen Quadersteinen, und an allen Stadttoren stünden Wächter.

«Das weißt du doch!»

Barbara begriff, dass die Mutter ihr auf ihre eigentliche Frage keine Antwort geben wollte. Das alles kam ihr jetzt wieder in den Sinn, während sie die Figuren auf dem Wandteppich betrachtete. Großmutters Satz, der wie eine Drohung geklungen hatte, schien weit weg. Barbara saß sicher und geborgen auf Mutters Schoß, in diesem Haus mit seiner Hofmauer in der gut geschützten Stadt.

Die Mutter beantwortete fast alle Fragen von Barbara. Sie hatte ihr auch die Buchstaben beigebracht. Damit konnte man Namen schreiben. Agathe von Blumenegg. Johann von Roll. Barbara von Roll. Und natürlich auch die Namen ihrer Brüder: Georg und Hans Rudolf. Er hatte den längsten Namen, obwohl er noch in der Wiege lag. Doch Barbara durfte ihn nicht Ruodeli nennen. Genauso wenig, wie man Babeli zu ihr sagen solle, hatte die Mutter befohlen.

Wenn Barbara wieder ganz gesund war, wollte sie noch mehr Namen schreiben lernen, auch diejenigen der anderen Planeten auf dem Teppich. Und die Namen aller Blumen, die es gab.

Beinwell
Juli 1511

Hier, im Garten neben dem Haus, umgeben von Hofmauern, durften sie nach Herzenslust spielen. Barbara und ihre Freundin Anna hielten sich bei den Händen, drehten sich mit zurückgelegtem Oberkörper im Kreis, schnell und immer schneller. Barbara war es, als müssten sie nächstens abheben und in den Himmel hinauf wirbeln. Hoch hinauf, dahin, wo die Mauersegler um den Kirchturm kreisten, mit hellem, heiserem Ruf.

Unvermittelt ließ Anna ihre Hände los. Barbara landete hart auf dem Boden. Das Gras war keineswegs so weich, wie es ausgesehen hatte. Ein lauter Schrei gellte in ihren Ohren. Erst nach einer geraumen Weile bemerkte sie, dass sie selbst es war, die schrie.

Barbara sah, wie Leni aus dem Haus gerannt kam, und streckte die Hände nach ihr aus. Doch die Magd bückte sich nicht nach ihr, sondern nach Anna, die mit geschlossenen Augen auf dem Rücken lag.

Sie tätschelte Annas Gesicht und redete ihr zu, bis sie die Augen aufschlug. Dann half sie ihr, sich aufzusetzen. Barbara robbte zu den beiden hinüber, rieb sich dabei das schmerzende Hinterteil und die Oberschenkel.

«Anna hat es bös erwischt, aber sie hat zum Glück nichts gebrochen», sagte Leni, nachdem sie Annas Körper mit den Händen abgetastet und ihren Hals und Kopf sorgfältig mit den Fingerspitzen befühlt hatte.

Kleinlaut trabten die Mädchen hinter der Magd her. Sie führte die beiden in die Kammer hinter der Küche. Es roch seltsam hier, nach getrockneten Blumen und scharfem Gewürz, nach Essig, Branntwein und Heu. Von der Decke hin-

gen Kräuterbüschel, und auf einem Brett an der Wand reihten sich Krüge, Flaschen und Salbentöpfe, auf einem kleinen Tisch stand ein Mörser.

Leni war schon seit Jahren Mutters Gehilfin im «Wurzgarten», wie sie ihn nannte, und hatte sich dabei als geschickt und gelehrig erwiesen. Sie kannte alle Kräuter mit Namen, wusste, wann man welche Blätter, Blüten oder Wurzeln erntete, wie man sie trocknete, zu Pulver zerrieb oder Tinkturen und Öle daraus zog.

Die Mutter hatte sogar Neues von ihr lernen können, als sich Leni vor ein paar Wochen endlich getraut hatte, davon zu erzählen, was sie von ihrem verstorbenen Vater wusste. Er war Scherer gewesen, und Leni hatte als Kind zugesehen, wie er Arme und Beine auf Brüche abtastete, Glieder richtete und Verletzungen versorgte.

Ein Scherer schnitt seinen Kunden die Bärte und das Kopfhaar. Viele Scherer wussten aber auch, wie man kranke Zähne zog, gebrochene Knochen schiente und Wunden versorgte. Sie beherrschten damit einen großen Teil des Handwerks eines Wundarztes. Viele von ihnen hatten Erfahrungen im Feld gesammelt, bei Schlachten mit manchmal grausamen Verletzungen.

Gerade wenn es um Brüche oder Verletzungen ging, vertrauten die Menschen einem Wundarzt oder Scherer eher als einem Arzt oder Medicus. Dessen Universitätswissen kam nicht an gegen ihre praktische Erfahrung und ihr chirurgisches Können. Außerdem kosteten ihre Behandlungen deutlich weniger.

Lenis Vater war ein geschickter Scherer gewesen, auch wenn sein Beruf in keinem hohen Ansehen stand und er deshalb in der minderen Stadt gewohnt hatte. Trotzdem ließen sich auch viele aus den besseren Häusern von ihm behandeln. Er stellte die meisten seiner Arzneien selbst her und hatte ge-

lernt, wie man Pulver, Salben und Pflaster aus Wundkräutern wie Beinwell und Blutwurz zubereitete.

Leni konnte sich gut erinnern, wie sie ihm dabei geholfen hatte. Doch die genauen Mengenverhältnisse hatte sie vergessen. Leider konnte sie ihn nicht mehr fragen. Er starb, als sie zwölf war. Danach trat sie in den Dienst der Familie von Roll. Erst nach geraumer Zeit begann sie, ihrer Herrin von Dingen zu berichten, die ihr Vater gewusst hatte. Diese zeigte sich sofort sehr interessiert. Daraufhin wurde Leni mutiger und erklärte sich bereit, mit ihr eine Beinwellsalbe zu kochen.

Ein wenig eifersüchtig beobachtete Barbara bald darauf, wie ihre Mutter, die sonst nie einen Fuß in die Küche setzte, neben Leni am Herd stand. Sie sah zu, wie die Magd dunkelbraune Beinwellwurzeln mit einem Tuch von Erde reinigte und zerstückelte. Dabei kam das schleimige Innere zum Vorschein. Leni gab die Wurzeln in einen Topf mit Wasser und ließ sie über kleinem Feuer köcheln, bis sie zu Brei geworden waren. Das dauerte ewig, wie Barbara fand. Doch sie durfte nichts sagen, sonst würde ihre Mutter sie hinausjagen.

Schließlich drückte Leni das Wurzelmus durch ein Tuch in eine Schüssel. Gespannt sah die Mutter zu, wie sie es mit Schweineschmalz und geschmolzenem Bienenwachs vermengte, bis die Salbe genauso geworden war, wie sie sein musste. Nicht zu fest und nicht zu flüssig. Gemeinsam füllten die Mutter und Leni die Salbe in einen Tontopf und stellten diesen in der Kammer hinter der Küche auf ein Regal. Mutters Gesicht war gerötet von der Wärme, ihre Augen leuchteten. So zufrieden hatte Barbara sie schon lange nicht mehr gesehen.

Dass sie diese Salbe gekocht hatten, sollte sich schon wenige Wochen später als Glück erweisen. Leni hatte Anna und Bar-

bara nach ihrem Sturz in eben diese Kammer geführt und holte nun den Tontopf vom Regal.

«Ihr könnt froh sein, dass ich Beinwellsalbe habe», sagte sie und klang dabei ein wenig stolz, wie Barbara fand. Sie musste an die schleimigen Wurzeln denken, die Leni damals ausgekocht hatte, und ekelte sich.

Ohne Zögern zog Leni Anna Kleid und Unterhemd über den Kopf und verteilte die graugrüne Salbe auf ihrem Rücken. Diese stöhnte auf.

«Das muss sein, mein Fräulein. Sonst gibt's blaue Flecken.»

Barbara musste Leni die Stellen zeigen, auf die sie gefallen war, und wurde ebenfalls eingerieben. Die Salbe war klebrig und Lenis Hände hart, doch als sie ihr Kleid wieder übergezogen hatte, fühlte Barbara etwas Kühles und Linderndes auf der Haut. Der Schmerz hatte sich fast ganz aufgelöst, nur noch eine dumpfe Erinnerung war geblieben.

«Beinwell heilt die Beulen schnell», sagte Leni und schickte sie zurück in den Garten.

Braunwurz
Februar 1513

Gerade jetzt, im Winter, klopften oft arme Leute ans Hoftor und bettelten um Essen. Ihre Kleider waren braun oder grau, aus grobem Stoff. Oft trugen sie keine richtigen Schuhe, sondern hatten die Füße trotz der Kälte nur mit Lumpen umwickelt. Früher hatte die Mutter Barbara vom Fenster weggeschickt, wenn Bettler kamen. Das sei kein Anblick für ein kleines Mädchen, hatte sie jeweils gesagt.

Doch vor drei Monaten war Barbara zehn Jahre alt geworden. Seither sollte sie zuschauen, wenn die Armen bei ihnen anklopften. Die Mutter fand, sie sei alt genug, um zu verstehen, dass es nicht allen so gut gehe wie ihr selbst. Dann werde sie verstehen, warum sie für diese Elenden beten müsse.

Gebete um Hilfe vom Himmel und von allen Heiligen tun diesen Menschen wirklich not, dachte Barbara. Manchen fehlte eine Hand oder ein ganzer Arm, viele hinkten, manche hatten eiternde Geschwüre an Armen und Beinen oder gar im Gesicht. Die Mutter hatte sie zu Mitgefühl mit diesen Menschen ermahnt, doch mancher Anblick ekelte sie. Die Kinder hingegen taten ihr von Herzen leid. Manche waren noch kleiner als Hans Rudolf und mussten schon betteln gehen.

Die Mutter ließ den Bettlern von den Mägden eine Schüssel Brei oder Mus geben. Wenn jemand eine Verletzung oder einen Ausschlag hatte, wurde Leni gerufen. Sie verband die Wunden und gab den Hautkranken ein Töpfchen ihrer Braunwurzsalbe mit.

«Vergelt's Gott», sagten die armen Leute und zogen weiter, während Leni sich die Hände in Essigwasser reinigte. Dann räucherte sie die Stelle im Tor, wo die Armen gestan-

den hatten, mit brennendem Wacholderreisig aus. Sie wollte die krankmachende Luft verjagen, welche sie hinterlassen hatten.

Großmutter Küngold runzelte die Stirn, wenn sie fand, Barbaras Mutter sei allzu freigiebig mit Arzneien, das ziehe nur noch mehr bettelndes Volk an.

«Der Herr gibt's umsonst», entgegnete diese. Braunwurz wuchs im Sommer überall wie Unkraut, und Leni kochte so viel Salbe daraus, dass sie große Tiegel damit füllen konnte. Sie schwor darauf, behauptete, Braunwurz könne sogar Aussatz heilen.

Die Großmutter nickte zu Mutters Worten. Sie war frommen Werken nicht abgeneigt, wie sie immer betonte. Man musste Gutes tun auf Erden, um sich einen Platz im Himmel zu sichern. Wenn man dann einmal an der Pforte stand, fragte niemand, ob man von Roll oder Karrers Joggeli hieß. Nur die guten Werke halfen, Einzug in die ewige Seligkeit zu halten.

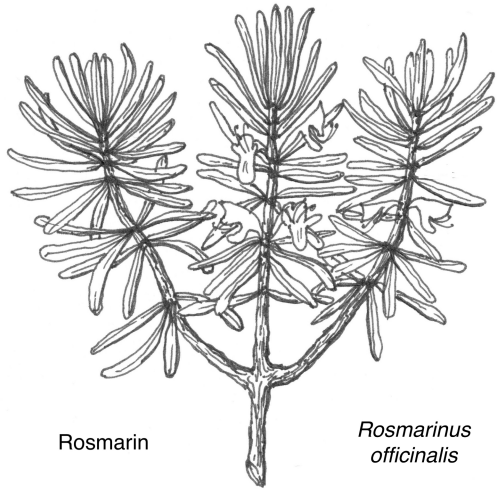
Die Messen, welche für die Toten der Familie gelesen wurden, gleich dort drüben, am Georgsaltar in der St. Ursen-Kirche, sorgten dafür, dass sie nicht zu lange im Fegefeuer schmachten mussten, bevor sie in den Himmel kamen. Den St. Georgsaltar hatten Großmutters Vater Henmann von Spiegelberg und seine erste Ehefrau Margaretha von Spins errichten lassen. Das war sehr, sehr lange her, und darum musste dort für viele Verstorbene gebetet werden, wie Barbara wusste.

Großmutter Küngold hatte auch viel Geld für Seelenstiftungen in Bern ausgegeben. Für Barbaras vor mehr als zwanzig Jahren verstorbenen Großvater wurden in mehreren Berner Kirchen noch immer regelmäßig Messen für sein Seelenheil gelesen.

Ihr Gemahl Petermann von Wabern sei reich und mächtig gewesen, sagte die Großmutter. Ratsherr in Bern, Landvogt, Hauptmann, ein tapferer Krieger. Nach der Schlacht bei Grandson schlug man ihn sogar zum Ritter.

Doch er war auch ein unbarmherziger und jähzorniger Mann gewesen. Die Großmutter war keineswegs sicher, dass er so schnell die ewige Seligkeit erlangen würde. Darum wollte sie lieber einige Messen zu viel als zu wenig bezahlen, um ihm trotz seiner Fehler den Zutritt zum Himmel zu sichern.

Wie sie wohl aussah, die ewige Seligkeit? Barbara konnte sich darunter nur einen großen Garten vorstellen, mit Rosen, Maiglöckchen, Erdbeeren, Akelei und Ringelblumen. Für alle Menschen wuchs dort genau das Heilkraut, das sie brauchten, um gesund zu werden. Niemand ging in Lumpen, barfuß oder war hungrig. Vielleicht gab es dort auch Blumen, die man hier auf Erden noch nie gesehen hatte, und Früchte, deren Geschmack noch kein Mensch gekostet hatte. Ja, so musste es sein, in der ewigen Seligkeit.



Rosmarin

Rosmarinus officinalis

Rosmarin
Juni 1515

Innerlich kribbelig wartete Barbara auf das Ende der Schulstunde. Doch sie durfte sich nichts anmerken lassen, sondern musste still sitzenbleiben, über ihre Näharbeit gebeugt, und so tun, als höre sie aufmerksam zu. Der Hauslehrer richtete den Unterricht fast ganz auf Hans Rudolf aus, der erst sieben war. Sie, die Zwölfjährige, erhielt von ihm ein Büchlein über das Leben der Heiligen zu lesen oder musste Litaneien auswendig lernen. Das waren lange Gebete auf Latein, die sie nicht verstand, deren Rhythmus und Klang ihr jedoch gefielen. Oft saß sie einfach mit einer Näharbeit dabei, wenn der Lehrer ihren Bruder unterrichtete.

Gerade erzählte er von der Königin Bertha, die vor vielen hundert Jahren gelebt hatte. Sie sei auf einem weißen Pferd durch Dörfer und Städte geritten und habe überall zum Rechten geschaut, die Leute ermuntert, fleißig zu sein, Felder, Gärten und Vieh zu pflegen. Im Emmenholz habe sie zeitweise auf einer von einem Wassergraben umgebenen Burg gewohnt. Dorthin rief sie die Frauen aus der Gegend, um ihnen das Spinnen und das Weben beizubringen. Besonders gern aber hielt sie sich in Solothurn auf. Hier stiftete sie die St. Ursen-Kirche. Ja genau, die prächtige Kirche, neben der das Haus stand, in dem sie jetzt gerade saßen und lernten. Königin Bertha war hier gewesen, in diesen Gassen, auch wenn damals die Stadt noch viel kleiner gewesen war.

Hans Rudolf riss die Augen weit auf und ließ sich keine Silbe seines Lehrers entgehen. Er verehrte den hageren jungen Mann, der nach seinem Dafürhalten alles wusste und konnte, und wiederholte seine Worte gegenüber allen im Haus: «Mein Herr Lehrer, also mein Praeceptor, hat gesagt ...».

Wahrscheinlich stellte er sich jetzt gerade die Königin auf ihrem Schimmel vor und ritt in Gedanken mit ihr durch die Lande, dachte Barbara. Später würde er Leni oder Elsi hinterherlaufen und ihnen die Geschichte erzählen, ob sie zuhören wollten oder nicht. «Mein Praeceptor hat gesagt, die Königin Bertha …»

Ungeduldig nähte Barbara am Saum von Hans Rudolfs Hemd, während sie darauf wartete, endlich aufstehen zu dürfen, um nach der Mutter zu sehen. Diese kränkelte schon wieder und hatte sich gleich nach dem Frühstück in ihre Kammer zurückgezogen. Vielleicht konnte Barbara ihr eine Pflanze aus dem Garten holen, die ihr guttat. Vor ein paar Tagen war ihr das mit einem Zweiglein Rosmarin gelungen. Kaum hatte die Mutter daran gerochen und sich mit dem Saft von ein paar zerdrückten Blättern die Stirn eingerieben, belebte sich ihr bleiches Gesicht. Sie stand auf, ging im Haus herum und gab den Mägden Anweisungen, als sei nichts gewesen.

Barbara erinnerte sich lebhaft an das Glücksgefühl, das sie in dem Moment verspürte. Sie hatte ihrer Mutter helfen können, weil sie ihr genau die richtige Pflanze gebracht hatte. Barbara müsse die Neigung zur Heilkunde geerbt haben, die manche Frauen der Familie zeigten, hatte sie die Mutter später zu Großmutter Küngold sagen hören. Diese hatte nur schweigend die Augenbrauen hochgezogen und spöttisch gelächelt. Die Mutter war verstummt. Wie immer.

Eine mächtige Dame sei sie, Frau Küngold, die Witwe des Ritters Petermann von Wabern, so munkelten die Dienstboten. Besitzerin vieler Häuser und Höfe in und um Solothurn, von Rebbergen am Bielersee, Herrin von Gütern im Wasseramt, am Bucheggberg, Herrin des Emmenholzes – man konnte kaum alles aufzählen, was ihr gehörte. Als Küngold von Spiegelberg war sie geboren worden, einzige Tochter des

damals sehr reichen Schultheißen Henmann von Spiegelberg. Das Haus, in dem jetzt die Familie von Roll wohnte, war eines seiner vielen Häuser gewesen. Obwohl Küngold später einen Teil der Güter aus seinem Erbe verloren hatte, war sie noch immer sehr wohlhabend. Darum reiste sie oft herum, um überall zum Rechten zu sehen. Wie früher Königin Bertha. Sie war schon ziemlich alt, sicher schon über sechzig Jahre. Doch sie ritt noch immer weite Strecken, aufrecht im Sattel wie eine junge Frau.

Über den Verlust eines Teils ihres Vermögens vor langer Zeit durfte in ihrer Anwesenheit nicht gesprochen werden. Als Barbara einmal danach gefragt hatte, war die Antwort der Mutter ein zischendes: «Schweig!» gewesen.

Später hatte die Mutter Leni und die anderen Mägde gescholten, dass sie dem Kind alte Geschichten erzählten, von denen sie selbst nicht wüssten, was davon stimme und was nicht.

Vielleicht war auch nicht wahr, dass Großmutter Küngold eine Schwester ihrer anderen Großmutter Cleophea war, dachte Barbara. Das hatte Leni einmal erzählt, als sie ihr vor dem Zubettgehen die Knoten aus dem Haar kämmte. Doch es konnte gar nicht stimmen. Dann wären ihr Vater und ihre Mutter Cousin und Cousine. Gewiss hatte Leni etwas falsch verstanden. Hätte die Mutter das gehört, hätte sie sie laut ausgeschimpft.

Je älter Barbara wurde, desto mehr gewann sie den Eindruck, in ihrer Familie gebe es viele Dinge, über die man nicht sprechen durfte, und die dadurch noch viel interessanter wurden. Die Mägde schienen mehr zu wissen als sie, doch sie verstummten, sobald Barbara in ihre Nähe kam.

Immerhin hatte der Vater an ihrem letzten Geburtstag gesagt, sie sei jetzt alt genug zu vernehmen, dass Großmutter Kün-

gold seine Ziehmutter sei – nicht seine leibliche Mutter. Sie und ihr Gemahl Petermann von Wabern hätten ihn an Sohnes Statt angenommen, weil sie keine eigenen Kinder hatten und er seine Eltern früh verloren habe. Sie sei ihm die beste Mutter, die man sich nur wünschen könne. Großmutter Küngold hatte daneben gesessen und gelächelt. Ein seltener Anblick.

Barbara hätte allzu gerne gewusst, woher er kam, wann und wie er seine Eltern verloren hatte, weshalb die Großeltern gerade ihn zu sich genommen hatten und tausend andere Sachen mehr. Doch sie war klug genug gewesen, nicht weiter zu fragen. Weder der Vater noch die Großmutter sahen aus, als wollten sie mehr darüber verraten.

Barbara war kein Kind mehr. Sie wusste, die beiden hatten das Sagen im Haus, und sie bestimmten auch, worüber man schwieg.

Frauenmantel
Mai 1516

« Ihr geht mir nicht zu dieser Frau. Sie ist eine Jüdin », schrie der Vater. Sein Gesicht war rot angelaufen, fast so rot wie sein Wams.

« Sie ist Ärztin. Und nur morgen in der Stadt. Vielleicht kann sie Barbara helfen. Diese Schmerzen jeden Monat … », erwiderte die Mutter. Sie klang ungewohnt bestimmt, dachte Barbara. Sonst widersprach sie dem Vater nie.

« Frauengeschichten. Davon will ich nichts wissen. » Er wandte das Gesicht ab, doch Barbara hatte den Ekel in seiner Miene bemerkt. « Dann geht halt. Aber dass es nicht zu viel kostet. Lasst euch von dieser angeblichen Ärztin nur ja nicht übers Ohr hauen. »

Barbara musste daran denken, wie die Großmutter Küngold einmal von Frauen erzählt hatte, die an der Universität Medizin studiert hätten. Barbara hatte gestaunt und der Großmutter nicht wirklich glauben wollen. Jetzt würde sie also einer Ärztin begegnen, einer Magistra der Medizin. Sie war neugierig auf die Frau, auch wenn ihr der Gedanke unangenehm war, ihr Dinge zu schildern, von denen sie selbst mit der Mutter nur in Andeutungen redete.

Ihr bleiches Gesicht hatte sie vor ihr nicht verbergen können, und auch, dass sie sich manchmal kaum aufrecht halten konnte, wenn die Krämpfe sie überfielen. Die Mutter versuchte jeweils, ihr mit Kräutern etwas Linderung zu verschaffen, doch nichts half wirklich. Barbara selbst hatte ebenfalls über die Pflanzen nachgedacht, deren Eigenschaften sie aus Mutters Unterricht kannte. Manchen Aufguss hatte sie schon erfolglos ausprobiert. Es war an der Zeit, die fremde Ärztin um Rat zu bitten.

Barbara von Roll war eine adelige Wohltäterin der frühen Neuzeit, deren Ruf als Heilkundige die Jahrhunderte überdauert hat, und die manchmal als «Hildegard von Bingen der Schweiz» bezeichnet wird.

Dieser Roman erzählt die Entwicklung der jungen Barbara von der behüteten Tochter aus gutem Haus zur weit über ihre Geburtsstadt hinaus bekannten Heilkundigen und selbstbewusst handelnden Frau. Beharrlich setzte sie sich gegen die Konventionen ihrer Zeit durch. Über lange Jahre befasste sie sich mit Heilpflanzen und eignete sich dabei ein beachtliches medizinisches Wissen und Können an. Obwohl Barbara nie an einer Universität studiert hatte, konsultierten namhafte Gelehrte sie in Gesundheitsfragen.

Bedürftige Schwangere und Wöchnerinnen lagen ihr besonders am Herzen. Da sie erkannte, dass diese Frauen spezielle Pflege benötigen, führte Barbara von Roll für sie ein kleines Privatspital in ihrem heute noch stehenden Wohnhaus in Solothurn.

ISBN 978-3-7296-5216-3